

Die Humboldtsche Lösung: das Baccalaureat als gymnasialer Abschluß!

Nachdem die Schule zur kleinen Universität geworden ist, soll die Universität zur Schule werden: Ausdruck hiervon ist unter anderem die Einführung der Bachelor-Abschlüsse. Das deutsche Bildungssystem muß aber einen Weg finden, deutsche Abschlüsse international kompatibel zu machen, ohne dabei durch Verschulung die Universität zu zerstören - letzteres ein Prozeß, der derzeit in vollem Gange ist. Hierbei können Humboldts Bildungsideen nach wie vor eine wertvolle Richtschnur sein. Das Baccalaureat sollte der Abschluß der Schulausbildung sein.

VON ULRICH VOSGERAU

Die bildungspolitische Debatte läuft seit Jahren auf eine immer stärkere Verschulung des Hochschulstudiums hinaus. Ausgehend von der traditionell längeren Studiendauer nach der schon unvergleichlich langen Schulzeit (und bei Männern: dem verfassungsrechtlich derzeit mehr als zweifelhaften Wehrdienst) soll dann jedenfalls die Zeit auf der Universität verkürzt werden, um die internationale Wettbewerbsfähigkeit deutscher Absolventen zu stärken. Auch das stärkere Eingehen auf die vermeintlichen oder tatsächlichen Bedürfnisse der Wirtschaft spielt offen oder kaschiert eine Rolle. Dabei ist schon seit Jahren der traditionelle Charakter des Hochschulstudiums, einschließlich seiner in den Gesellschaftswissenschaften ausführlich beschriebenen Funktion des "sozialpsychologischen Moratoriums", in der sich die starke, eigenständige und damit verantwortungsfähige Persönlichkeit ohne den ständigen Außendruck, wie ihn Schule, Militär und später die Einordnung in berufsbezogene Hierarchien stets hervorbringen, erst heranbilden, existentialistisch gesprochen: sich erfinden und entwerfen sollte, verloren gegangen. Vor allem in den praktischen Fächern wie z.B. den Rechts- und Wirtschaftswissenschaft besteht das acht- bis neunsemestrige Studium heute aus einer Abfolge von Prüfungen, bei denen - und das ist ein wichtiger Unterschied zu früher - das einfache Bestehen im Zeichen verstärkter Konkurrenz auch um Stipendien, Praktika oder Auslandssemester nicht mehr genügt. In Süddeutschland sind, zumal für Juristen, jetzt zusätzlich Eignungsprüfungen in den ersten Semestern eingeführt worden:

damit wird es künftigen juristischen Entscheidungsträgern fast vollständig unmöglich gemacht, sich in einer Art Studium generale auch der Ausbildung der Gesamtpersönlichkeit, etwa durch die Auseinandersetzung mit Kunst, Literatur oder gesellschaftlichem Engagement zu widmen. Leitvorstellung scheint ein emsiger, berufskundlicher Sachbearbeiter zu sein, dessen Ehrgeiz darin besteht, noch ein wenig fleißiger zu sein als zehntausende von Konkurrenten. Für diese allgemeine Verschulungstendenz werden zwei hauptsächliche Gründe angeführt: daß nämlich erstens die Fähigkeit der Abiturienten, überhaupt oder jedenfalls das gewählte Fach zu studieren, oft zweifelhaft sei (was angehen mag); zweitens aber der Wunsch nach Elitebildung und besonders "guten" Studenten, der verständlicherweise jede Fakultät umtreibt. Fraglich bleibt aber trotzdem, ob die Methode wirkt. Wirkliche wissenschaftliche Talente zeichnen sich nämlich in der Regel durch vielfältige geistige Interessen und eine kritisch-hinterfragende Grundhaltung aus und weniger durch die Bereitschaft zum sofortigen Auswendiglernen des Gebotenen; und damit qualifizieren sie sich von Anfang an eben nicht als "gute" Studenten im Sinne der Eignungsprüfung. So sind inzwischen überall schon Klagen zu hören, daß die weitere Prüfungsüberfrachtung des Rechtsstudiums durch die Eingangsprüfung die Guten eher abschreckt und die "Dummen, aber Fleißigen" (so ein Freiburger Dozent) privilegiert. Damit werden die Universitäten zunehmend zu Berufsakademien. Der Protest der Studentenschaft gerade gegen diese Veränderungen ist leider spärlich; gerade in den "praktischen" Fächern (eben Jura und Wirtschaft) will die Mehrheit gar nicht mehr eine Wissenschaft studieren, sondern verlangt eine Berufsausbildung. Das Bedrückende ist aber vor allem auch, daß schon jetzt viele durchaus intelligente Studenten keine Ahnung mehr davon haben, was ein Studium im eigentlichen Sinne eigentlich ist; sie sehen ihr Studium schon von sich aus als Fortsetzung der Schule in verschärfter Form. Und was noch schlimmer ist: schon in ein paar Jahren werden die Studenten vielleicht von einer Professoren- generation unterrichtet werden, die es selber nicht mehr weiß. Die Beibehaltung des Doppelzieles von Bildung und Ausbildung ist aber Konstituante der Universität. Dagegen erklären manche Wissenschaftsverwalter wie etwa Dieter Simon, der Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, die "Verwahrlosung" der zwar "unterfinanzierten" - allerdings! - deutschen Universitäten mit dem "Festhalten an Humboldts Idealen". Dabei ist anerkannt, daß gerade die amerikanischen Ivy-League-Universitäten sich noch am stärksten an

Humboldts Ideen auszurichten versucht haben, als diese in Deutschland schon in der Vermassung der Universität versanken. Ja, warum taugt Humboldt denn nur dann etwas, wenn die Amerikaner es machen? Nur in Deutschland gilt derjenige stets als der Klügste, der die besten, von anderen bewunderten und kopierten eigenen Traditionen am schlechtesten macht. Denn so schlecht sind wir gar nicht; in der neuesten (wahlkampfauftaktbedingten) Diskussion um die Eliteuniversität-wie-Harvard fehlt - um einen Rest von wissenschaftlichem und aufgeklärtem Denken einmal zu wahren - der Beleg, daß die Absolventen der namhaften amerikanischen Ivy-League wirklich so viel besser sind. Natürlich darf man nicht den Durchschnitt aller deutschen Uni-Absolventen mit dem Durchschnitt amerikanischer Elite-Universitäten vergleichen. Denn wir haben ja kein Harvard - bzw., wir haben es dezentralisiert. Die besten zwei, oder fünf, wohl sogar gut und gerne zehn Prozent unserer besten Absolventen stehen den amerikanischen Elitestudenten in nichts nach, im Gegenteil, sie sprechen sogar passabel zwei Fremdsprachen und haben Übung darin, außerhalb ihres vertrauten Kulturkreises zu operieren. Das eine Problem ist: sie wissen gar nicht, wie gut sie sind, während dies bei den Amerikanern zentraler Lerninhalt ist; und: in einer globalisierten Wissensgesellschaft ist Elite - im Sinne von Reputation - eben das, was die Amerikaner anerkennen.-

Das Baccalaureat wird nun allgemein nicht nur zur Verbesserung der internationalen Arbeitsmarktchancen deutscher Akademiker empfohlen (wobei allerdings schon auffällt, daß man nicht auf die Entwicklung eigener Ideen, sondern einseitig auf die Nachahmung angelsächsischer Modelle setzt, was schon in der häufigen Übernahme des Begriffs "Bachelor" seinen Ausdruck findet; die Nachahmung ist aber selten besser als das Original!). So wäre auch dem Barcelona-Prozeß zu wünschen, daß er sich stärker an der Entwicklung und Weiterentwicklung einer genuin-europäischen Bildungskultur aufgrund einer ein Jahrtausendealten Tradition orientieren würde, statt den Amerikanern nur nachzulaufen. Ein besonders einprägsames, wenn auch nicht wirtschaftsnahes, Beispiel für die Nachahmung statt des Originals bietet die Universität der Künste in Berlin. Der Leser, der jetzt meint, von einem solchen Institut noch nie gehört zu haben, lasse sich belehren, daß es sich dabei um die weltbekannte Hochschule der Künste - die HdK - handelt, die nach ihrer - typisch deutschen - "Aufwertung" zu einer "Universität" (warum eigentlich, hat sie doch keine ju-

ristische oder medizinische Fakultät?) plötzlich niemand mehr (wiederer-)kennt. Ihre Absolventen wurden früher einmal Meisterschüler genannt - was für ein wunderbarer Titel! In Zukunft sollen sie denn "Bachelor" heißen. Nicht mit der gleichnamigen RTL-Sendung zu verwechseln, die hat ja schließlich entfernt auch mit Kultur zu tun. Der Meisterschüler als Junggeselle. Es ist zum Haarausraufen.

Auch zur Rettung der Universität vor der totalen Verschulung wird das Baccalaureat teilweise empfohlen. Manche erblicken das Kernproblem des Niederganges der Universitätsausbildung in dem Festhalten an dem überkommenen, typisch deutschen Begriff des Vollakademikers - oder vielmehr in der Vorstellung, daß jeder, der, mit welchem Anliegen auch immer, eine Universität besucht, auch Vollakademiker werden müsse. Der Grundgedanke dieser Auffassung ist, daß der Zug zur berufspraktischen Ausbildung so stark ist, daß die Universität sich ihm nicht mehr widersetzen kann (zumal nicht nur potentielle Drittmittelgeber, sondern gerade auch die Mehrheit der Studenten vor allem eine Ausbildung verlangen). Diese soll nun im Rahmen eines Grundstudiums mit Bachelor-Abschluß jedermann geboten werden. Nur die, die sich im berufsbezogenen Studium besonders hervortun, sollen noch zu einem Masterstudiengang oder zu sonstiger weiterführender und erstmals wirklich wissenschaftlicher Betätigung zugelassen werden: hier wirkt wieder das Vorbild der angelsächsischen Länder (so hat die renommierte TU Ilmenau gerade die flächendeckende Einführung des Master-Titels nach dem Bachelor-Titel beschlossen). Was allerdings Mediziner und Naturwissenschaftler angeht - für Juristen und Wirtschaftler gilt das so nicht - wird das große Vorbild Amerika wieder ganz falsch verstanden. Denn dort - jedenfalls an den großen und berühmten Universitäten, und die anderen taugen nicht zur Identifikation - wird den besonders begabten Bachelors nicht etwa der M.Sc., sondern gleich der Ph.D. angeboten. Wer dort stattdessen auf den M.Sc. verwiesen wird, gilt gleich als zweite Garnitur - als einer von denjenigen, die später *technicians* werden und nicht Wissenschaftler.

Auch muß man wissen, daß die "Baccalaureus"-Studiengänge von ihren Erfindern ursprünglich viersemestrig geplant waren. Nach Interventionen der Kultusbürokratien sind mittlerweile überall sechs Semester daraus geworden. Und wenn die Regelstudienzeit auch nur noch acht bis neun Semester beträgt,

wird einerseits der Bachelor selbst für die akademischen Berufsschüler wenig attraktiv und bleibt andererseits für die geborenen Wissenschaftler am Ende wenig Zeit für die Wissenschaft übrig. Und überhaupt kommen letztere zu kurz: denn nach 13 Jahren Schule (in einigen Bundesländern Gott sei Dank jetzt zwölf!) sollen sechs Semester fachhochschulmäßige Ausbildung folgen; wer danach im vorderen Feld liegt, darf eventuell Wissenschaft betreiben. Aber gerade dadurch ist "Wettbewerbsfähigkeit auf dem Feld der Wissenschaft gerade nicht zu erreichen! Denn die psychologische Wissenschafts- und Wissenschaftlerforschung zeigt seit langem und mit immer größerer Eindeutigkeit, daß die Befähigung zur Wissenschaft, und daß bedeutet: zu wegweisenden, kreativen Neuentdeckungen zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr am größten ist und dann rapide nachläßt. Bahnbrechende Entdeckungen werden also in einem Alter gemacht, in dem deutsche Studenten "für's Vordiplom büffeln." -

Und sollte nicht, und zwar schon aus Gründen der Menschenwürde, zu irgendeinem biographischen Zeitpunkt der Schulbetrieb auch einmal vorbei sein? Will der wirklich akademische Nachwuchs tatsächlich vor allem die "verstärkte Betreuung", die schon Altbundespräsident Roman Herzog seinerzeit so vehement gefordert hatte? Die totale Pädagogisierung der akademischen Existenz läuft jedenfalls auf eine Zerstörung des Studiums hinaus.

Daher plädiere ich für eine echt Humboldtsche Lösung, an die bisher offenbar noch nicht gedacht wurde. Die Vorstellung der "Humboldt-Universität" geht hauptsächlich auf die 1809/10 entstandene und um 1900 wiederaufgefundene Denkschrift "Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin" zurück. In ihr sucht Humboldt den Ausweg aus einer Situation, die zur heutigen erstaunliche Parallelen aufweist: denn als Humboldt mit seinen Vorstellungen an die (Fach-)Öffentlichkeit trat, galt die Universität in Preußen vielfach bereits als "Auslaufmodell", da die Ministerialbürokratien und der König Speialschulen und Berufsakademien, die utilitaristisch auf die Ausbildung von Experten ausgerichtet waren, favorisierten. Beeinflußt von Goethes Bildungsbegriff wollte Humboldt die Wissenschaft in den Dienst individueller Selbstentfaltung stellen. Im Gegensatz zu enzyklopädischen Traditionen sollte die Wissenschaft auf die Forschung hin ausgerichtet werden; die Wissenschaft ist als "etwas noch nicht ganz gefundenes und nie ganz Aufzufindendes" zu betrachten. Diese Zusammenfassung des idealistischen

Wissenschaftsbegriffs und neuhumanistischer Bildungskonzeptionen wurde zum bekanntesten Merkmal der Humboldt-Universität. Sie funktioniert aber evidentenmaßen nur, wenn die Hochschulen keine Schulen sind. Humboldt betont das in seiner Denkschrift explizit: “[Der Staat] muß dahin sehen, sie [die Universität] nicht herabsinken zu lassen, die Trennung der höheren Anstalt von der Schule [...] rein und fest zu erhalten.” Die Umsetzung wesentlicher Humboldtscher Ideen - später freilich unter stärkerer Betonung der staatlichen Kontrolle des Bildungssystems, die man schon damals zu Recht für erforderlich hielt, um den Einfluß von Privatinteressen und privaten Geldgebern gering zu halten - hat das deutsche Bildungssystem im vorigen Jahrhundert zum weltweit unbestrittenen Vorbild gemacht, über das Mark Twain 1878 nach einem Besuch Heidelbergs etwas ironisch notierte, der deutsche Student habe “das Gymnasium mit einer Bildung verlassen, die so umfangreich und vollständig ist, daß die Universität höchstens noch einige ihrer tiefgründigeren Spezialgebiete vervollkommen kann. Es heißt, wenn ein Schüler das Gymnasium verläßt, besitzt er nicht nur eine umfassende Bildung, sondern er weiß, was er weiß [...]. Zum Beispiel liest und schreibt er nicht nur Griechisch, sondern er spricht es auch; das gleiche gilt für Latein. Ausländische Jünglinge machen um das Gymnasium einen Bogen; seine Regeln sind zu streng. Sie gehen zur Universität, um ein Mansardendach über ihrer ganzen Allgemeinbildung zu errichten.” Wichtig im Zusammenhang mit der Begründung der “Humboldt-Universität” ist die erst durch sie richtig eingeführte institutionalisierte Abgrenzung der Universität vom Gymnasium durch das Abitur, sowie von Studium und Beruf durch den akademischen Abschluß: die Promotion.

Was folgt daraus für die heutige Situation? Das “Baccalaureat” ist in den romanischen Sprachen nicht der erste universitäre Abschluß, sondern das, was wir Abitur nennen. Und ein Baccalaureat ist in Deutschland auch sinnvoll schon unter dem Gesichtspunkt der Anerkennung im Ausland; denn bislang ist die Lage so, daß z.B. ein deutscher Jurist das Erste Juristische Staatsexamen (und das ist, jedenfalls hierzulande, so ziemlich die schwerste Akademische Einzelprüfung) schon haben muß - er ist dann, jedenfalls wenn er wehrpflichtig ist, kaum unter 27 - , bevor er sich als anerkannter Post-Graduate in einer Law School zwischen 20jährige College-Absolventen setzen darf (die ihr Fach zwar regelmäßig, aber nicht zwingend schon auf dem College belegt haben). Und wäre auch heute noch

- wie zu Humboldts Zeiten - die Promotion der normale akademische Abschluß, dann würde für ein Postgraduate-Studium im Ausland, an dem ein deutscher Student schon wegen des verliehenen Titels (LL.M., MBA) das größte Interesse hat, wahrscheinlich sogar diese verlangt. Hier hilft der Rekurs auf die Tradition allein also nicht weiter. Demgegenüber bringt ein anerkannter Bachelor-Titel eine Verbesserung.

Aber wie systematisch Bachelor-Titel vergeben, ohne den akademischen Charakter der Universität wegzuschulen? Die Antwort ist: es ist nicht einzusehen, warum deutsche Bildungsplaner von sich aus so tun, als müsse ein deutscher Student nach deutschem Abitur jedenfalls noch drei Jahre eifrig studieren, um so etwas wie ein Baccalaureus (oder eigentlich: "Baccalaris"!) zu werden. Denn dann müßte er dümmer sein als etwa ein amerikanischer Student, der nach der High School mit sechzehn zum College geht. Und ein normales englisches oder amerikanisches College, an dem das Baccalaureat als akademischer Abschluß vergeben wird, ist nicht mit einer deutschen Universität, sondern eher mit der Gymnasialen Oberstufe vergleichbar, die zu Recht offiziell in Norddeutschland Studienstufe, in Süddeutschland Kollegstufe genannt wird. Und trotz aller Unkenrufe, von denen die meisten leider auch begründet sind: ein deutsches Gymnasium ist, selbst wenn es nicht zur absoluten Spitzengruppe gehört, schon noch etwas anderes als eine High School (mit Leistungskursen wie Woodworking und Car Repair sowie gelegentlichem Ernährungskundeunterricht durch McDonald's-Mitarbeiter, wenn nur das Unternehmen die Lernmittel bezahlt).

Daher sollten wir ein Baccalaureat einführen; aber es hat mit der Universität nichts zu tun, schließlich haben wir bereits, weltweit einmalig, schon acht bis neun Jahre Gymnasium. Sinnvoll wäre es sicher auch, die Grundschule ein Jahr früher beginnen zu lassen; daß Fremdsprachenunterricht möglichst früh beginnen sollte und damit auch in die Grundschule gehört, ist heute im Grundsatz allgemein anerkannt. Fraglich allerdings ist ein anderer allgemeiner Konsens, der sich zwischen den Bundesländern längst abzeichnet: nämlich der, daß das in den siebziger Jahren eingeführte Kurssystem eigentlich von Übel war und die alten Gymnasialklassen wieder eingeführt werden müssen. Denn angelsächsische Collegestudenten wählen ihre Fächer ja auch selber, und sie sind meist jünger als deutsche Abiturienten! Aber warum dürfen diese nicht, gerade wenn die

Grundschule schon ein Jahr früher beginnt, mit sechzehn ein "Abitur" ohne Fächerabwahl ablegen, an das sich das Baccalaureat anschließt? Heute werden deutsche Abiturienten meist nach ihrem Abitur schon zwanzig Jahre alt; das wäre aber dann kein Problem mehr, wenn sie den "Kollegabschluß" schon in der Tasche hätten. Danach aber sollte die Schule endlich aus sein. Das deutsche öffentliche Bildungssystem ist, trotz seiner Reformbedürftigkeit, nach wie vor leistungsfähiger als etwa das amerikanische; es muß den jungen Menschen in fast zwanzig Lebensjahren auch mehr vermitteln können. Die Reformversuche, die den Bachelor-Abschluß an der Universität vergeben wollen, gehen offenbar vom Gegenteil aus.